Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde
Herausgeber: Bernisches historisches Museum
Band: 7 (1945)

Buchbesprechung: "Die Götter unserer Ahnen" [Marti, O.]
Autor: Stähelin, Felix

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

«DIE GÖTTER UNSERER AHNEN»*

Von Prof. Dr. Felix Stähelin.

* O. Marti. Die Götter unserer Ahnen. Mythos, Kultus und Recht der Ur- und Frühzeit im Schweizerland. Mit zwei Karten. 1944. Verlag Marti-Gasser, Bern. XII und 214 Seiten.

In den Basler Nachrichten Nr. 533 vom 12. Dez. 1944 hat Prof. Dr. Felix Stähelin eine Rezension des Buches von O. Marti: «Die Götter unserer Ahnen» veröffentlicht, die wir mit seiner freundlichen Einwilligung nachstehend abdrucken. Felix Stähelin, der Verfasser des grundlegenden Werkes «Die Schweiz in römischer Zeit» (2. Aufl. Basel 1931), ist zweifellos der kompetenteste Beurteiler aller jener Probleme und Fragen, welche Marti über die Kultur der keltorömischen Zeit aufwirft und zu beantworten vorgibt.

In Heft 4/1943 der Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde haben wir einen Beitrag von O. Marti: «Die Schweiz in keltischer Zeit» veröffentlicht. Diese Studie — so fügten wir damals bei, — gelange zu Ergebnissen, die höchst überraschend und einzigartig seien. Soweit sie, in ihrem besseren Teil, auf dem Boden des historischen und urkundlichen Quellenmaterials blieb, zeugte sie von vieler Bemühung und grossem Fleiß. In seinem neuen Buch «Die Götter unserer Ahnen» hat jedoch O. Marti diesen Boden vollständig verlassen und sich ganz auf das heikle Gebiet der Wort- und Ortsnamendeutung begeben, ohne dazu die nötigen Voraussetzungen zu besitzen. Seine Hypothesen und Schlüsse werden von allen Fachgelehrten einstimmig und schärfstens abgelehnt. Damit dürften die Erwartungen, die seine erste Arbeit erweckte, endgültig beantwortet sein. Red.

«Ein Neuling, der keiner Schule oder Richtung angehört», unternimmt es hier, «gar manchen stolzen Gedankengebäuden das bisher für unerschütterlich gehaltene Fundament zu rauben.» Gestützt auf ein Forschungsmaterial, das zum guten Teil in Sprachgut besteht, «dringt der Autor in das Geistesleben der Vorzeit ein, und es gelingt ihm, in großen Zügen die Glaubensvorstellungen» unserer Ahnen zu ergründen. So wird es auf dem Waschzettel und im Vorwort verkündet.

Wer sind nun unsere Ahnen? «Die Bevölkerung der Schweiz ist nicht germanischer, auch nicht keltischer Herkunft»; ihre Vorfahren waren schon seit Urzeiten im Lande heimisch, ihre Sprache ist der keltisierte und alsdann germanisierte Abkömmling der Ursprache, für die der Verfasser die Bezeichnung «burisch» vorschlägt. «Die Annahme, die deutsche sei eine germanische Sprache, ist eine Behauptung, für deren Richtigkeit man den Beweis bis zur Stunde schuldig geblieben ist.» Der Verfasser setzt ausdrücklich voraus, «daß die Indogermanistik ihren Totalitätsanspruch aufgeben muß und man endlich demjenigen Sprachgut Recht widerfahren läßt, das schon seit Urzeiten im Lande heimisch und heute noch im Deutschen, namentlich in der Mundart, zum guten Teil lebendig ist».

Das Programm ist in hohen Tönen gehalten, und mit gespannter Erwartung tritt der Leser an die Frage heran, wie es um die Zuverlässigkeit der Beweise steht. Alles hängt von der sprachlichen Grundlage ab; ist sie haltbar, so wird vielleicht auch der auf ihr errichtete religionsgeschichtliche Hypothesenbau hieb- und stichfest sein. Greifen wir einige beliebige Proben von Martis sprachlicher Forschungsweise heraus.

Bis jetzt glaubte man, «Teufel» sei ein Lehnwort aus lateinisch *diabolus*, griechisch *diabolos*. Mit nichten! nach Marti hängt «Teufel» (mundartlich «Tüfel») mit «tief» (mundartlich «tüf») zusammen und bedeutet «Dämon oder Gottheit der Tiefe». Das Gegenstück zum Teufel, den Engel, enthalten Ortnamen wie Engelberg, Engelburg. Marti glaubt, daß diese Namen mit dem christlichen Kult in keiner Beziehung stehen, «Engel» also hier nicht von lateinisch *angelus*, griechisch *angelos* abgeleitet sei. Dagegen bringt er den Ausdruck in Verbindung mit Engel-land (England), das seinerseits kaum nach dem Volk der Angeln benannt sei, sondern wahrscheinlich eher nach den seligen Toten, die man schon in vorchristlicher, «burischer» Zeit als «Engel» bezeichnete. Keltischem Glauben, der freilich nicht vor Ende des vierten Jahrhunderts nach Christo bezeugt ist, galt Britannien als das Land der Toten; allnächtlich, so meinte man, führten geheimnisvolle Schiffe die Seelen auf die Insel.

Bekanntlich ist aus Britannien die Lehre der Druiden nach dem Festland gekommen. Den Namen dieses keltischen Priesterstandes hat Rudolf Thurneysen 1926, in Erinnerung an den von Plinius beschriebenen Zauberritus mit der Eichenmistel, einleuchtend als «Eichenkundige» gedeutet. Das Wort enthält zwei Stämme; der erste hängt mit griechisch *drys*, englisch *tree* zusammen, der zweite mit lateinisch *videre*, deutsch «wissen». Marti belehrt uns eines besseren: der Ausdruck «Druide» ist in drei Bestandteile zu zerlegen, nämlich *d-* («tun, machen») + *ru* («Ruhe») + *ida* («kundig», verwandt «Idee» und lateinisch «Idus», Monatsmitte); er bedeutet also «der des Seligmachens Kundige», der Bewirker der Seelenruhe oder Seligkeit der Dahingeschiedenen, ohne dessen Vermittlung den Toten ihre Angehörigen kein glückliches Los im Jenseits verschaffen konnten.

Mittels Zerlegung der Wörter fördert Marti auch sonst Erstaunliches zutage. Der Ortsname Saint-Sulpice enthält nach seiner Lehre die Stämme *sul* (angeblich keltisch «Sonne») und *pu* («Bau»); sein Sinn wäre also «Sonnenbau, Sonnenwerk».

Mit Abspaltung von Präfixen und Suffixen läßt sich Überraschendes erreichen. Besonders ein Präfix *s-*, das «Haupt, Höhe, oben» bedeuten soll, hat es dem Verfasser angetan. Er findet es z. B. in all den Dorfnamen, die nicht auf *-dorf*, sondern auf *-storf* endigen (Jegenstorf u. ä.): das sind nicht gewöhnliche Dörfer, sondern «Hochdörfer» oder «Hauptdörfer», wohl eigentlich uralte Kultzentren. Entsprechend trägt beispielsweise die «Schwalbe» ihren Namen deshalb, weil sie ein *S+bal+be*, ein «Haupt-Bal-Geschöpf», ein Haupt-

geschöpf des angeblichen Sonnengottes Bal ist. — Der Ausdruck «Schweikhof» (im Idiotikon evident richtig zu *Schweig* «Viehherde mit zugehörigem Weideplatz» gestellt) heißt nach Marti soviel wie «Frohn- oder Herrenhof», denn darin steckt *S+weik* «Haupt-Mensch» (vgl. «Wicht»), d. h. «Herr». Nebenbei wird bemerkt: «Eigentümlicherweise hat auch das *Scheich* des Vordern Orients fast die gleiche Bedeutung, was kaum Zufall ist.» — «Stern» darf nicht etwa mit griechisch *aster*, lateinisch *stella* verwandt sein, wie die verblendete Indogermanistik sich einbildet, sondern muß zerlegt werden in *S+tar+na* «hoch über der Erde» (zu *tar* vgl. *terra; -na* ist «burisches» Lokativ-Suffix). «Sterben» ist zusammengesetzt aus *s+tar+be* «in die überirdische Sphäre gelangen». Der griechische *Zeus*, in alter Zeit auch *Sdeus* ausgesprochen, erklärt sich als der «Hauptgott» (*S* + lateinisch *deus!*). So bedeutet auch «Stier» ganz einfach «Haupt-Tier». Es kann nicht fehlen.

Das Präfix *d-*, das uns im Namen der Druiden begegnet ist, findet Marti anderwärts wieder in der Form *te-*. So in dem gallischen Wort *teuta* «Volk», das sich zusammensetzt aus *te-* und *Uta* und demnach «Erzeugnis der Urmutter Uta» bedeutet, deren Name auch Ortsnamen wie Utzenstorf, Utigen, Ottenhusen u. a. m. zugrunde liegen soll.

Ein «burisches» Suffix *-nd* erblickt Marti in «Burgund» (Kleinburgund), dem Namen der Landgrafschaft zwischen Aare und Roth. Mit den germanischen Burgundern hat das Wort beileibe nichts zu tun; seine Bestandteile sind *Bur+gu*+Suffix *-nd*, d.h. «Burenland». Mittels eines andern Suffixes *-b*, das, wie schon am Wort «Schwalbe» gezeigt wurde, auf Kreatur oder Nachkommenschaft hinweist, ist der Name «Bubine» gebildet, eines Tochtervolkes der «Buren», das sich durch ein *Ver sacrum* (einen «heiligen Lenzen», wie Marti verdeutscht), vom Muttervolk abgezweigt hat. «Bub», mundartlich «Bueb», bedeutet nach Marti wörtlich «Bauernsohn». In «Bubendorf» und «Schwarzbubenland» erkennt er noch vorhandene Spuren des Volkes der Bubine. In romanisierter Umformung, so lehrt er weiter, wurde Bubin zu «Pipin»; daher der rätselhafte «Pipingau» *(comitatus Pipinensis)*, der im Westen des heutigen Kantons Bern mehrfach für das neunte Jahrhundert belegt ist. Schon die Römer sollen so geschrieben haben. Die einzige römische Inschrift, die Marti in seinem ganzen Buche verwertet, ein Bruchstück aus Augst, soll bereits das Vorhandensein eines pipinischen Staatswesens *(rei publ. Pipnat ...)* bezeugen. Fatalerweise macht der Verfasser hier von einer mangelhaften alten Lesung Gebrauch, die Mommsen längst im Inschriftencorpus (XIII 5268) verbessert hat: *[bono] rei publ. per(petuo) nat(us)* «zum ewigen Heil des Gemeinwesens geboren». Die «Pipine» sind aus der Antike restlos verschwunden ...

Man könnte viele Spalten lang so fortfahren und noch Hunderte von Fündlein ähnlichen Schlages an den Pranger stellen. Das Gesamtergebnis würde sich nicht ändern.

Wem Methoden wie die vorgeführten einen vertrauenerweckenden Eindruck machen, der mag sich getrost an der Hand dieses Mystagogen in den Wunderbau seiner Offenbarungen über Geistesleben, Mythologie, Kultus und Recht der «Ahnen» geleiten lassen.

Von dem Rezensenten verlangt man hoffentlich nicht, daß er sich auch noch mit dem Wust von Realien auseinandersetze, den der Verfasser über dem Sprachlichen aufgehäuft hat. Weder über historische noch über kultur- und religionsgeschichtliche Dinge ist in diesem Buch irgend etwas Neues zu finden, was ernstgenommen zu werden verdiente. Bisher gültige Gedankengebäude hat Marti an keiner Stelle auch nur im geringsten erschüttert, geschweige denn daß er über tragfähigen Grundlagen einen geistigen Neubau errichtet hätte.